



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Arfert, Paul: Negermärchen

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

Wenn dich Antonio beleidigt hat,  
So hat er dir auf irgendeine Weise  
Genug zu tun, wie du es fordern wirst.

Als Tasso mit einer gelinden Strafe verabschiedet ist, und Antonio voll Mißgunst über die milde Auffassung des Fürsten die Forderung stellt, daß das Schwert den Zwist entscheiden soll, sagt Alfons noch ganz im Sinne des ritterlichen Ehrbegriffs:

Wenn es die Meinung fordert, mag es sein!

Dann erst gibt Antonio die erste klare Auskunft über den Ursprung des Streites:

Als Menschen hab ich ihn vielleicht gekränkt,  
Als Edelmann hab ich ihn nicht beleidigt,  
Und seinen Lippen ist im größten Zorne  
Kein sittenloses Wort entflohn.

Nunmehr ist es dem Fürsten möglich, mit seinem gerechten Urteil und seinem weitschauenden Blick den Handel zu ordnen. Antonio muß auf sein Geheiß Tasso den Degen zurückbringen und den Beleidigten versöhnen. Diese Ehrensache zwischen Tasso und Antonio muß man scharf im Auge behalten, wenn man der Auffassung des Dichters über diesen Gegenstand gerecht werden will. Sie fesselt uns gerade deshalb, weil Goethe, als er den Tasso in Italien umarbeitete, zur Höhe seiner poetischen Entwicklung aufgestiegen war, und weil er darin den Weg zeigt, der bei jedem Ehrenhandel einzuschlagen ist. In seinem Tasso ist es der weise Fürst, der Antonio nötigt, seine Kränkung zurückzunehmen, und dadurch den Zweikampf verhütet, zugleich aber auch deutlich zu erkennen gibt, daß es ritterlich ist, das Unrecht wieder gut machen und die Hand zum gütlichen Ausgleich zu bieten, und daß der Beleidigte die zur Versöhnung gebotne Hand annehmen muß, wie es die wahrhaft gute Sitte fordert. Wer die versöhnende Macht der innern Einker und der guten Sitte kennt, wird den tiefen Sinn in den Worten des Dichters verstehen, die er in ein Exemplar seiner Iphigenie schrieb:

Alle menschlichen Gebrechen  
Sühnet reine Menschlichkeit.

Köln am Rhein

K. Ohlert



## Negermärchen

Von Paul Arfert



er die Kultur einer höhern Zivilisation auf ein wildes Volk übertragen will, muß erst in die Denk- und Anschauungsweise des Naturvolkes eindringen. Nach diesem alten Erfahrungssatze sollten sich unsre Missionare, Lehrer, Beamten, Farmer und Kaufleute, ehe sie in die Kolonien gehn, bestreben, sich ein lebendiges, vom Zwange unsrer gewohnheitsmäßigen Anschauungen befreites Bild von dem psychischen Zustande der Stämme, die unsre Kolonien bewohnen, zu verschaffen. Vor kurzem

ist nun ein Buch erschienen, das für diesen Zweck von großem Wert ist. Es ist die Sammlung von „Märchen und Sagen der afrikanischen Neger“ von L. von Held (Sena, H. W. Schmidt, 1904). Dieses Buch ist das erste seiner Art, das sämtliche Zweige der Unterhaltungsliteratur der verschiedensten Stämme südlich vom Äquator auf einen Raum vereinigt. Vornehmlich sind die Bantuvölker vertreten, aber auch Hottentotten, Buschmänner und Damara sowie östliche und westliche Küstenstämme haben Beiträge geliefert. Die Sammlung umfaßt Sagen, Fabeln, Schwänke, Märchen, Novellen und bietet am Schluß einige Proben von Sprichwörtern. Am zahlreichsten sind die Tierfagen vertreten, wie das bei der großen Rolle, die der Tierglaube im Vorstellungsleben der Schwarzen spielt, nicht anders zu erwarten ist. Auch die ätiologische Sage ist mit vierzehn Beispielen stark vertreten, ein Beweis, wie beliebt diese älteste Art der Naturforschung auch bei den Negern ist. Eine besondere Klasse bildet eine Anzahl von Kettenmärchen, von denen später die Rede sein soll. Eigentliche Märchen, mit Menschen als Helden, finden sich nur etwa vierzehn. Ein sehr interessantes Beispiel der nicht geringen Erzählungskunst der Wanyoro am nördlichen Rande des Viktoria Nyanza bietet eine Novelle Kimyera (Nr. 32).\*)

Gehe wir nun versuchen, aus einigen Beispielen an dem innern Wesen der Märchen Schlüsse auf den Charakter und die Denkweise der Negervölker zu ziehen, möchten wir darauf hinweisen, daß die Erzählungen auch reichen Stoff für die Erkenntnis der äußern Kulturverhältnisse enthalten. Wir brauchen darauf nicht näher einzugehen, weil die Verfasserin in zahlreichen Anmerkungen auf die wichtigsten äußern Einrichtungen und Gewohnheiten der verschiedenen Stämme hingewiesen hat. Der Vortrag der Sagen und Märchen legt einen Beweis ab von der ziemlich hoch entwickelten Erzählungskunst der Neger. Weniger episch als der des europäischen Märchens, löst sich der Vortrag, wo sich immer Gelegenheit bietet, in Rede und Gegenrede auf. Manche Märchen, wie zum Beispiel das von Sathane (Nr. 41), sind fast gänzlich dialogisch gehalten. Man erkennt hierin leicht die Freude des Negers an frischer, lebendiger Erzählung. Die Weise vorzutragen ist dabei schlicht und naiv. Vor Widersprüchen und Abschweifungen scheut der schwarze Märchenerzähler so wenig zurück wie der weiße oder der gelbe, trotzdem überrascht, besonders in den Tierfagen, eine gewisse logische Schärfe, die besonders in Einzelzügen hervortritt, und eine hervorragende Charakterisierungskunst, die sich weniger in der Zeichnung der Menschen- als der Tiercharaktere kundgibt. Man lese daraufhin das prächtige Märchen von der Ziege, dem Löwen und der Schlange (Nr. 31) durch, das die Basoto erzählen, eines der schönsten Stücke der Sammlung. Die scharfe Beobachtungsgabe und das große Nachahmungstalent, worüber der Schwarze verfügt, befähigen ihn in hohem Grade, die Besonderheit eines jeden Tieres genau und überzeugend wiederzugeben. Die stolze Art des auf seine Stärke pochenden Löwen, der sich freundlich herablassend von schwächeren Tieren Weibrauch streuen läßt, und der im Gefühl seiner Macht den Kampf mit der Schlange als mit

\*) Leider hat die Verfasserin versäumt, die Erzählungen zu numerieren, ein Umstand, der die wissenschaftliche Benutzung erschwert. Ich zitiere trotzdem nach Nummern, weil ich annehme, daß der wissenschaftliche Benutzer sich wenigstens das Verzeichnis numerieren wird.

seiner Würde nicht vereinbar betrachtet, sich aber schließlich durch die aufstachelnden Reden der Ziege bewegen läßt, den Kampf mit dem tückischen Gegner in lässiger, gleichsam spielender Weise zu beginnen, ist vorzüglich wiedergegeben. Nicht weniger getreu ist die etwas hinterhältige Art der Ziege gekennzeichnet. Das feinste aber an Beobachtung und Darstellung des Tiercharakters leistet der Neger in der Zeichnung der listigen Tiere: des Schakals, der Schildkröte und des Wiesel.

Im großen und ganzen ist wohl das Eigentümliche am Stil der Negermärchen die außerordentliche Lebhaftigkeit des Vortrags, die scharf absticht von der verweilenden, behaglichen Erzählungsweise unsers deutschen Märchens. Fast durchweg liegt über den Erzählungen, auch über den ernst gehaltenen, ein Schimmer von Humor, der im Tiermärchen leicht ins Schalkhafte übergeht. Als Beispiel mag die köstliche Geschichte der Wölffen vom Hasen und vom Affen (Nr. 48) hierhergesetzt werden. „Der Affe warf dem Hasen vor, daß er die unangenehme Gewohnheit habe, sich fortwährend umzusehen. Darauf erwiderte der Hase, das ewige Zucken und Kraxen des Affen sei jedenfalls viel lästiger für andre mitanzusehen. Schließlich kamen beide überein, daß sie einen ganzen Tag von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang nebeneinandersitzen wollten; der Affe sollte sich in der ganzen Zeit nicht kraxen, der Hase sich nicht umschauen. Der festgesetzte Tag hatte kaum gegraut, als sich beide an dem bestimmten Platz einfanden. Regungslos hielt der Hase seinen Blick auf die Erde geheftet; ruhig und unbeweglich ruhten die Hände des Affen in seinem Schoß. Stunde um Stunde verramm, und nur noch mit Überwindung war es beiden möglich, still zu sitzen. Es wurde Mittag, da sagte der Affe, der es vor Pein kaum noch aushalten konnte: »Als ich im Kriege war, trafen mich die Pfeile der Feinde hier und hier und da und dort«, und wohin er mit dem Finger wies, da kratzte er sich schnell. Auch der Hase konnte es schließlich nicht mehr über sich gewinnen, seine Augen auf dem Boden ruhen zu lassen, und so begann er seine Erzählung: »Als ich im Kriege war, verfolgten mich eines Tages die Feinde. Vor Entsetzen sprang ich bald hierhin, bald dorthin, bald nach rechts, bald nach links«. Mit Blitzesschnelle folgten dabei seine Augen, die solange starr vor sich hingeblickt hatten, den Bewegungen seiner Glieder.“

Man erkennt in dieser köstlichen Fabel nicht nur den kindlich heitern Sinn des Negers, der, wie alle Kenner behaupten, ein Grundzug seines Wesens ist, sondern auch eine nicht zu verachtende psychologische Einsicht, wie einem sofort klar wird, wenn man die Fabel auf menschliche Verhältnisse übertragen denkt.

Der Grundzug des Negermärchens ist Einfachheit. Das macht sich besonders auffällig bemerkbar, wenn man sich mitten unter diesen schlichten Erzählungen durch ein Märchen aus Tausend und einer Nacht (Der träge Mahomed Nr. 10), das auf Sansibar aufgezeichnet ist, plötzlich in die Zauber- und Wunderwelt des Orients versetzt sieht. Die Phantasie des Negers ist nicht schöpferisch genug, daß sie die Erzeugnisse seines Geistes in ein schimmerndes Gewand kleiden könnte. Tiefere Ideen finden sich nur hier und dort. Aus diesen anspruchlosen Erzählungen spricht ein ganz anderer Geist als etwa aus den phantastischen, farbenprächtigen und dabei gedankenreichen Sagen und Märchen

unsrer samoanischen Brüder. Selbstverständlich findet sich auch das religiöse Leben der Schwarzen in ihren Dichtungen abgespiegelt, aber es ist doch auffällig, wie sparsam im Vergleich zu andern Völkern die mythischen Bestandteile in das Märchen übergegangen sind. Die Erzählungen des Negers dienen eben nur dem Zeitvertreib, sie wollen nichts als gesellig unterhalten.

Was den ethischen Gehalt der Unterhaltungsliteratur der Neger betrifft, so wird man überrascht sein, zu finden, daß eine außerordentlich große Anzahl der Sagen und Märchen moralisierend ist. Freilich oft genug zeigt es sich, daß der Geschichte erst am Schluß ein moralischer Zusatz angehängt ist, aber sehr viele der Märchen bauen sich auf ethischen Gedanken auf. Ein immer wiederkehrendes Thema ist das vom bestrafte[n] Hochmut. Ein Häuptling vermißt sich: „Ich erliege keinem Dinge, und alles vermag ich!“ Ein kleiner Vogel lehrt ihn jedoch bald die richtige Selbsteinschätzung. Eines Tages verfolgt er diesen Vogel, der ihn immer weiter ins Dickicht hineinlockt und schließlich einen Termitenhügel öffnet, in den ihm der Häuptling folgt. Sofort schließt sich der Hügel wieder, und der kluge Häuptling ist gefangen. Natürlich benützt der Vogel diese schöne Gelegenheit, ihm unter vier Augen eine kleine Moralpredigt zu halten. Auch sonst lassen die Märchen erkennen, daß die ethische Entwicklung, der Neger so weit vorgeschritten ist, daß ihnen ein moralischer Ausgleich für böse und verwerfliche Handlungen als ein ethisches Bedürfnis erscheint. Bosheit, Neid, Überhebung, Undankbarkeit finden ihre gerechte Strafe, während Dankbarkeit, Bescheidenheit, hilfreiches, freundliches Wesen belohnt werden.

Doch ist bei diesem Schluß auf die moralischen Anschauungen der Neger Vorsicht geboten, denn es ist schwer zu erkennen, wie weit hier christlicher oder mohammedanischer Einfluß wirksam gewesen ist. Nicht immer liegt der fremde ethische Einfluß so klar zutage wie in der folgenden erbaulichen Suahelifabel (Nr. 6). Eine Löwin hatte ein Junges. Da sie es eben zur Welt gebracht hatte, verspürte sie großen Hunger und konnte ihn gar nicht stillen. Am siebenten Tage machte sie sich auf den Weg mit dem festen Vorsatz, das erste Tier zu töten, das ihr in den Weg käme. Da traf sie eine friedlich grasende Antilope. Gerade wollte sie losspringen, als sich die Antilope umsaß und die Löwin freundlich anschauend rief: „Willkommen, Gevatterin!“ Da schämte sich die Löwin ihres bösen Vorhabens und verschonte die Antilope, die sie so freundlich begrüßt hatte.

Im Märchen von der treuen Liebe (Nr. 17), das die Mkiputa am Nyassa-see erzählen, wird die Gattenliebe verherrlicht. Es waren einmal ein Mann und eine Frau, die sich sehr lieb hatten. „Wenn ich einmal sterben werde, sagte der Mann zu der Frau, so werde ich doch wieder zu dir zurückkommen, denn ich liebe dich sehr.“ Dasselbe sagte die Frau zum Manne. Die weitere Entwicklung zeigt nun, wie die Gattenliebe den Tod überwindet. Auch der Schutz der Schwachen und Unmündigen findet, sehr gegen die wirklichen Gewohnheiten vieler Stämme, seinen Ausdruck in verschiedenen Märchen. Ebenso charakteristisch aber ist andererseits für das Märchen die Sympathie mit dem listigen Betrüger. In diesem Falle siegt die Freude des Naturmenschen an der Überlegenheit der Schlaueit über die plumpe Stärke über alle moralischen Bedenken.

Mit großer Behaglichkeit erzählen die Neger die zahllosen Listen, Ränke und Anschläge ihres Heineke Fuchs, des Schakals, dessen Stelle zuweilen die Schildkröte einnimmt. Die Geprellten sind meist der Löwe und die Hyäne, nicht selten auch der Hase.

Aus diesen wenigen angeführten Proben läßt sich wenigstens eine Idee gewinnen, wie man mit Hilfe dieser anspruchslosen Geschichten auf den Kern des seelischen und geistigen Lebens der Neger vordringen kann. Hiermit ist aber der Wert der Sammlung nicht erschöpft. Die Märchenforscher werden der Verfasserin dankbar sein für das zusammenhängende Material, das sie der vergleichenden Forschung mit ihren sechzig Märchen und Sagen darbietet. Es möge uns erlaubt sein, auch hierüber einige Andeutungen, soweit sie des allgemeinen Interesses sicher sind, folgen zu lassen.

Die Hauptergebnisse der vergleichenden Märchenforschung sind jetzt wohl auch weitem Kreise bekannt geworden. Die überraschende bis ins einzelne gehende Gleichartigkeit der meisten Märchen, die sich als eine aus bestimmten immer wiederkehrenden Typen zusammengefügte Masse internationaler Erzählungsstoffe darstellen, zwingt zu der auf den ersten Blick seltsam erscheinenden Annahme, daß eine Anzahl Motive von irgendeinem Punkte aus über die ganze Welt gewandert ist. Daneben kommt natürlich die auf der Gleichartigkeit der sozialen Zustände, der Phantasie und der Denktätigkeit beruhende Urzeugung gleichartiger Züge bei räumlich entfernten Völkern in Betracht. Eine besondere Rolle spielt dabei das Märchenland par excellence, Indien, das zu gewissen Zeiten ganze Ströme von Märchen über die Erde ergossen hat.

Die schwerste Aufgabe für den Märchenforscher ist es darum, in einer Sammlung die einheimischen Märchen zu erkennen und auszufondern. In der vorliegenden Sammlung scheinen mir von den reinen Märchen die aus Indien zu sein, die einen einfachen, in den Kulturverhältnissen der Völker begründeten Vorgang in novellistischer Form erzählen, wobei das Märchenhafte nur durch die Einfügung von irgend etwas Wunderbarem hervorgebracht wird. Zwei Beispiele mögen das erläutern. Ein Hereromärchen, die fliehenden Kinder (Nr. 15), erzählt, wie mehrere Hereroschwester, die von ihrem Stamme abgekommen waren, in das Dorf zurückkehrend fanden, daß es von den Damaras in Besitz genommen war. Die Feinde ergriffen sofort die Mädchen und machten sie zu ihren Weibern. Am nächsten Morgen zogen sie auf die Jagd und überließen die Bewachung der Mädchen einem Alten, der sich quer vor ihre Hütte legte. Als sie merkten, daß der Greis eingeschlafen war, töteten sie ihn und flohen, den Spuren der fortgewanderten Hereros folgend. Endlich kamen sie an einen Felsen. Soweit ist die Handlung durchaus natürlich und in den sozialen Verhältnissen des Volkes begründet, nun tritt das Märchenhafte mit folgendem Zuge ein: Das älteste Mädchen stand vor ihm still und rief: „Felsen, öffne dich!“ da tat der Felsen sich auf, ließ die Mädchen eintreten und schloß sich dann wieder. Die verfolgenden Damaras kamen auch an den Felsen, bei dem sich die Spur verlor. Ratlos standen sie da und mußten unverrichteter Sache wieder umkehren. Als sie weit genug entfernt waren, rief das Mädchen wieder: „Felsen, öffne dich!“ Und der Felsen ließ die Verfolgten wieder heraustreten.

Nur eine, die sich undankbar erwiesen hatte, behielt er zurück. Als bald erreichen dann die Mädchen ihre Verwandten wieder. Ein zweites Märchen, das Kind und der Regen (Nr. 18), beruht ebenfalls von Anfang bis zu Ende auf einheimischen Vorstellungen. Es berichtet, daß sich in einer dürren Zeit einstmals Kinder mit Spielen vergnügten. Eins von ihnen schlug vor, daß alle Kinder Wassertöpfe herbeiholen und in einem Kreise aufstellen sollten. Nachdem dies geschehn war, stellte es sich in die Mitte und schaute gen Himmel, wo sich alsobald einige Wolken zusammenballten und Tropfen fallen ließen, die aber nur in die Kochtöpfe hineinfielen. Das Kind wird vor den Sultan geführt, in dessen Gegenwart es einen Wolkenbruch herbeizaubert und unter Donner und Blitz in den Wolken verschwindet. Man sieht, daß das Wunderbare in diesem Märchen auf dem allen Negern gemeinsamen Regenglauben beruht.

Eine besondere Klasse bilden sieben Kettenmärchen, die sich in ähnlicher Form auch bei den meisten europäischen Völkern finden. Das Wesen dieser Märchen besteht darin, daß der Bericht einer Reihe gleichartiger Erlebnisse (im vorliegenden Falle das mehrfach wiederholte Eintauschen eines Gegenstandes gegen einen andern) kettenartig aneinandergebunden wird zu einem immer länger werdenden Satz. So findet nach dem Märchen Nr. 53 ein Kind eine Frucht und gibt sie der Mutter zur Verwahrung; diese ißt die Frucht auf und gibt dem Mädchen dafür eine Nadel, für die Nadel tauscht es vom Vater eine Axt ein, für diese von einigen Knaben Honig, für den Honig von einem alten Weibe Negerkorn, für das Korn von einigen Pfauen Federn. Jedesmal, wenn das Mädchen den geliebten Gegenstand zurückfordert, ist er verzehrt oder zerbrochen. So kommt denn am Ende die lange Klage des Kindes zustande. „Warum habt ihr meine Federn zerbrochen, die ich von den Pfauen bekommen hatte, die mein Negerkorn verzehrt hatten, das ich von dem alten Weibe erhalten hatte, das meinen Honig aß, den mir die Kinder gegeben hatten, die meine Axt zerbrachen, die ein Geschenk war von meinem Vater, der meine Nadel zerbrochen hat, die mir meine Mutter gab, die meine Gingu geessen hat, die ich für mich von unserm Baume gepflückt habe?“ Wer fühlt sich hierbei nicht von ferne an unsern Schwank vom Läusehen und vom Flöhehen erinnert, das Grimm in Kassel aufgezeichnet hatte (Nr. 30)? Ein Läusehen und ein Flöhehen lebten zusammen und brauten Bier in einer Eierschale. Da fiel das Läusehen hinein und verbrühte sich. Darüber fing das Flöhehen laut an zu schreien. Da sprach die kleine Stubentür: „Was schreist du, Flöhehen?“ „Weil Läusehen sich verbrannt hat.“ Da fing die Tür an zu knarren. Da sprach ein Besenchen in der Ecke: „Was knarrst du, Türchen?“ „Soll ich nicht knarren? Läusehen hat sich verbrannt, Flöhehen weint.“ Nacheinander mischen sich dann noch ein Wägelchen, das Mistchen, das Bäumchen ein, bis am Ende folgende Kette entsteht:

Läusehen hat sich verbrannt,  
 Flöhehen weint,  
 Türchen knarrt,  
 Besenchen kehrt,  
 Wägelchen rennt,  
 Mistchen brennt,  
 Bäumchen schüttelt sich.

Um die weite Verbreitung dieses Kettenmärchens wenigstens anzudeuten, möchte ich darauf aufmerksam machen, daß es sich in Lothringen, in der Bretagne, in Norwegen, in Italien, in Katalonien, in Portugal, in Rumänien, bei den kleinasiatischen Griechen und schließlich in Nordindien aufgezeichnet findet. Ein andres Kettenmärchen, Goso (Nr. 27), das dem Märchenforscher schon früher aus der Steereschen Sammlung von Swahili tales bekannt war, erzählt, wie eine Gazelle auf einen Baum gestiegen war und durch eine Frucht den unter dem Baume liegenden Goso tötete. Die Rächer suchen nacheinander den Wind, die Steinmauer, die Ratte, die Kröte, den Strick, das Messer, das Feuer, das Wasser, den Ochsen, den Holzbock zur Verantwortung zu ziehen. Jedes aber weist auf den folgenden als den stärkern hin, wie könnte es also der Täter gewesen sein? Schließlich verweist der Holzbock auf die Gazelle mit den Worten: „Wenn ich Häuptling wäre, keine Gazelle würde mich fressen.“ So war die Gazelle, die keine Ausrede hatte, als die Schuldige erkannt. Dieses Märchen läßt sich fast durch alle europäischen Länder bis in den Orient hinein verfolgen. Die älteste erreichbare Form steht im Pantshatantra, dem ältesten indischen Märchenbuch, wo die Sonne den Brahmanen zur Wolke schickt, die stärker sei als sie, die Wolke schickt ihn zum Berge, der Berg zur Ratte.

Auf die schwierige Tatsache, daß die Keineke-Fuchs-Geschichten zum Teil fast Zug um Zug in den Hottentottensagen wiederkehren, kann hier nicht näher eingegangen werden, es sei nur darauf hingewiesen, daß nach einer vorläufig zwar noch unbewiesenen Annahme der Ursprung der Hottentotten in Ägypten gesucht wird, wo allerdings die Berührung mit den Europäern eher möglich war. Nur mit geringen Abweichungen wird die Geschichte vom Hasen und vom Igel (Grimm, Nr. 187) in dem Märchen vom Wettlauf zwischen dem Hasen und der Schildkröte bei unsern Landsleuten in Kamerun erzählt. Das bekannte Märchen vom Adler und vom Zaunkönig findet sich bei den Negern so berichtet, daß bei dem allgemeinen Wettlauf der Tiere die Schildkröte siegt, weil sie sich in der Mähne des Löwen, der als erster das Ziel erreicht, festgekrallt hat (Nr. 35: der Löwe und die Schildkröte). Ähnlich erzählen die Indianer am Amazonas, daß der Geier und die Schildkröte einst wetteten, wer schneller in den Himmel käme. Die schlaue Schildkröte versteckt sich in den Proviantkorb des Geiers und versichert ihm nachher, sie sei lange vor ihm dagewesen.

Für den, der sich viel mit der Vergleichung von Märchen beschäftigt, liegt die Gefahr nahe, daß er Übereinstimmungen sieht, wo vielleicht nur zufällige Ähnlichkeiten bestehn. So möchte ich nicht dafür bürgen, daß in dem Märchen vom Cathane (einer Wieselart) Nr. 41 ein Zug aus unserm Rotkäppchenmärchen wiederkehrt. Man wird sich erinnern, daß der Wolf, nachdem er die Großmutter gefressen hat, deren Kleider anzieht, ihre Haube aufsetzt und sich in ihr Bett legt. Vom Cathane wird nun erzählt, daß er in eine Hütte einbricht, das alte Weib, das darin haust, tötet, sich in ihren ledernen Rock einhüllt und sich dann schlafend stellt, als die beiden Enkel der Alten heimkehren. Diese bereiten ein Reh zu, das sie erlegt hatten; dabei sagte der jüngere: „Schau einmal dorthin, das scheint die Hand unsrer Großmutter zu sein.“ Darauf entgegnete der ältere: „Schweige, siehst du denn nicht, daß die Alte im Sterben liegt?“

Bemerkenswert ist auch, daß sich in einem Schwank der Suaheli das alte weitverbreitete Thema von den drei guten Ratsschlägen findet, das bekanntlich, ernsthaft angewandt, in unserm ältesten Roman Kuodlieb eine bedeutende Rolle spielt. Im Negermärchen lauten die drei Ratsschläge folgendermaßen: Glaube dem nicht, der dir sagt, Sklaverei sei besser als Freiheit. Sollte sich jemand finden, der dir sagt, Armut bringe Glück, Reichtum Unglück, so glaube es nicht. Glaube niemand, der es versucht, dir einzureden, Hunger tue nicht weh.

Leider hat in der neuern Märchenwissenschaft — wenigstens in der deutschen — das Problem der Stoffgeschichte alle andern nicht minder wichtigen Probleme, so namentlich die Erforschung der mythischen oder allgemeiner der religiösen Bestandteile im Märchen, fast vollständig absorbiert. Wir möchten hier an der Hand einiger mythischer Züge, die die Negermärchen bieten, die Aufmerksamkeit auf diese wichtigen Fragen lenken, und zwar zunächst auf einen Zug, der wohl jedem aus der Sonasage bekannt ist. Es handelt sich um das Thema von dem von einem Ungeheuer verschluckten und wieder ausgespienen oder sonstwie befreiten Helden. Das fünfte Märchen der vorliegenden Sammlung, vom Häuptling der Tiere, erzählt diesen Zug folgendermaßen: Einer Frau, die mit zwei scharfen Eisenstücken in den Wald gegangen war, um Holz zu schneiden, begegnete der Häuptling der Tiere, der sie verschluckte, wie er schon vorher ihre Kinder gefressen hatte. Da nahm die Frau die spitzen Eisenstücke und schnitt von den Eingeweiden des Tieres Stücke ab, dann machte sie Feuer mit zwei Stücken Holz, die sie auch im Leibe des Tieres fand. So wütete die Frau im Magen des Ungeheuers, bis es unter großen Qualen starb. Die Mutter aber arbeitete mit ihren Kindern im Innern des toten Körpers immer weiter, bis sie ein großes Loch geschritten hatte; aus dem kamen sie alle nacheinander heraus. Es waren in dem Leibe des Ungeheuers auch Tiere gewesen, die alle verschluckt waren. Sie alle wurden nun befreit.

Die vergleichende Sagenforschung nun bietet in diesem Falle die seltene Möglichkeit, das Motiv Schritt für Schritt bis in seinen mythischen Ursprung zu verfolgen. Gleich auf demselben Boden, nämlich bei den Basutos, finden wir dieselbe Sage mit deutlicheren Beziehungen. Sie berichten, wie ihr Tagesheros Vitaolama samt der ganzen Welt von dem Ungeheuer Nacht verschlungen wird, wie er sich dann mit der Waffe den Weg aus dem Leibe des Ungeheuers bahnt und so sich und die ganze Welt befreit. Hier ist der Mythos klar ausgesprochen. Der Tag wird von der Nacht verschlungen und am Morgen wieder aus der dunkeln Haft entlassen. Der Tag ist in diesen Mythen meist als Sonne personifiziert, sodaß es sich um einen Sonnenherosmythos handelt. Der Zusammenhang dieses Mythos mit dem allen Wilden gemeinsamen Glauben, daß bei Finsternissen Sonne und Mond von verfolgenden Ungeheuern verschlungen werden, liegt klar auf der Hand. Besonders häufig wird diese Sage von dem verschlungenen und wieder befreiten Sonnenhelden bei den Indianern des Algonkinkreises erzählt. Auch bei den Neuseeländern findet sie sich in verschiedenen Formen. Am interessantesten ist wohl wegen der Einführung der am Abend zur Ruhe gehenden Vögel die folgende Sage: Mawi, der kosmische Held der Neuseeländer, beschließt zu seiner Urahne (der Nacht) zu wallfahrten. Sie wohnt dort, wo der Rand

des Horizonts mit dem Himmel zusammenstößt. Es war Abend, als Mawi mit den Vögeln, seinen Begleitern, dort anlangte. Sie fanden die Alte im Schlaf. Da sagte Mawi zu den Vögeln, sie dürften nicht lachen, wenn sie ihn in die Alte hineinkriechen sähen. Erst wenn er zum Munde wieder herauskäme, dürften sie lachen. So kroch Mawi hinein usw. Schließlich sei noch auf eine karenische Sage aufmerksam gemacht. La Yewa (der Tag) wurde als ganz kleines Kind geboren. Seine Mutter, die Sonne, aber machte ihn zum Riesen. So zog er aus über die Erde, bis er von einer riesigen Schlange verschluckt wurde. Aber man schlichte das Ungeheuer auf, und La Yewa kam unverfehrt zum Vorschein.

Ein andres weitverbreitetes Motiv führt uns in seinem Ursprung auf den Glauben an die Pflanzenseele zurück. Es ist das Motiv von dem Fruchtkinde. Der Verlauf ist sehr einfach: Eine Frau findet eine durch Schönheit und Größe ausgezeichnete Frucht (meist Apfel oder Kürbis). Sie öffnet die Frucht, und ein wunderschönes Kind tritt daraus hervor. In der Heldschen Sammlung weisen zwei Märchen diesen merkwürdigen Zug auf, nämlich ein Zulumärchen, der verwandelte Kürbis (Nr. 23), und ein Yaomärchen, Masewe (Nr. 57). Die Vorstellungen, auf denen dieses Motiv beruht, sind durchaus primitiv. Es ist wohl aus mehreren Anschauungskreisen zusammengelassen. Der Glaube an den Zusammenhang der menschlichen Fruchtbarkeit mit der Pflanzen-, insbesondere der Baumseele ist, weil er so natürlich ist, nicht nur den primitiven Völkern, sondern auch den niedern Schichten der Naturvölker eigen. Unfruchtbare Weiber können nach diesem Aberglauben Kinder bekommen, wenn sie an heiligen Bäumen gewisse Zeremonien vornehmen. Andererseits sind die Früchte selbst — ebenso natürlich — Symbole der Fruchtbarkeit. Besonders Ansehen genießen bei den verschiedensten Völkern die körnerreichen Früchte, wie der Granatapfel und der Kürbis. Der erste war das Symbol der kyprischen Artate, um nur ein Beispiel aus dem Altertum anzuführen. Durch den Genuß des Granatapfels können nach vielfach und zu allen Zeiten belegtem Glauben unfruchtbare Weiber schwanger werden. So erhält — um auch aus germanischem Glauben ein Beispiel beizubringen — Wärius Gemahlin von Odin einen Apfel zugesandt, nach dessen Genuße sie ein Kind gebiert. Diese beiden Vorstellungsreihen, die sich auf der innigen Verbindung von der Fruchtbarkeit des Menschen mit den Bäumen und ihren Früchten gründen, verschmolzen sich mit den allgemeinen Vorstellungen des Pflanzenseelenglaubens, wonach die Pflanzen Träger von Seelen und fernerhin von Geistern sind, die unter gewissen Bedingungen in leiblicher Gestalt erscheinen können. Es ist dabei zu beachten, daß fast bei allen Völkern die Baumgeister mit Vorliebe als weiblich gedacht werden. Durch die Verbindung dieser beiden Vorstellungen nun erzeugte sich der Glaube an weibliche Geister, die in Früchten inkorporiert sind, und die zum Vorschein kommen, sobald der Rechte sie öffnet. Im Märchen spielen diese Fruchtkinde eine große Rolle. Das oben angeführte Yaomärchen lautet in kurzer Analyse etwa so: Eine Frau, die keine Kinder hatte, nahm von einem Masewebaum zwei Früchte, legte sie in einen Topf und deckte ihn vorsichtig zu. Nach sechs Tagen hob sie den Deckel auf und sah, daß aus den Früchten Kinder geworden waren. Als sie

herangewachsen waren, halfen sie der Mutter; aber einst, als sie mit allerhand Forderungen ihrer Mutter unbequem wurden, rief diese im Unmut aus: „Ihr seid nie und mit nichts zufrieden, das kommt davon, daß ihr Masewe seid!“ Da liefen die Kinder davon und eilten nach dem Baume, von dem sie gepflückt waren, sprangen hinauf und wurden wieder zu Früchten des Sewebaumes. In dem abendländischen Märchentriebe sind die Früchte, in denen sich diese „Ungeborenen, Nieseesehenen“ verbergen, meist Äpfel oder Zitronen, Orangen und Pomeranzen. Zu beachten ist, daß die Märchen, die diesen Zug aufweisen, fast alle dem Süden Europas angehören, also besonders bei den Slaven und den Romanen beliebt sind.\*) Das Motiv kann man übrigens bis nach Indien und darüber hinaus nach Japan verfolgen.

Ähnlich wie dieses Motiv ließe sich nun noch das von den dankbaren Tieren, das in den Negermärchen besonders häufig auftritt, auf seinen Ursprung im Tierseeleenglauben, ebenso wie das Motiv von den Hindernissen, die der verfolgte Held hinter sich hervorzaubert, auf naturmythische Elemente des primitiven Glaubens zurückführen. Leider reicht zu diesen etwas verwickelten Untersuchungen der zur Verfügung stehende Raum nicht aus. Statt dessen wollen wir lieber in aller Kürze auf einige soziologische Motive aufmerksam machen, die man in den afrikanischen Märchen findet. So wird man hier das bekannte Thema von der Ausbietung der Jungfrau mit der Bedingung, schwere Aufgaben zu erfüllen, wiederfinden (Nr. 36), ferner den Zug von den ausgelegten Kindern, sowie das Thema von den guten und schönen Mädchen und der häßlichen, neidischen Stiefschwester. Eine typische Erscheinung in der Märchentechnik ist die, daß sich der Held auf der Wanderschaft in einem Walde verirrt und in einer anscheinend unbewohnten Hütte Unterkunft findet (Nr. 1 und 15.) Hiermit rühren wir an eine Grundeigentümlichkeit des Märchenstils, auf die wohl noch nicht mit dem gehörigen Nachdruck aufmerksam gemacht worden ist. Das ist die Tatsache, daß sich die Handlung des eigentlichen Märchens nie anders vollzieht als im Verlauf einer Wanderung. Niemals ereignet sich das Abenteuer des Märchens an ein und demselben Orte. Held oder Heldin müssen immer einen Weg zurücklegen, damit sich das Abenteuer ereignen kann. Es wäre eine dankbare, für die Erforschung der Technik wie des Stils des Märchens gleich wichtige Aufgabe, zu untersuchen, auf welche Weise das Märchen den Helden auf die Wanderschaft bringt.

Um nun noch zum Schluß an einem speziellen Beispiel zu zeigen, wie sich ein internationales Märchenmotiv verändert, wenn es in die Kulturwelt des afrikanischen Negers eintritt, möchten wir die Grundgestalt der allgemein verbreiteten Geschichte von der rechten und der falschen Braut mit der Form, die sie in einem Märchen der Raffern, die Geschichte von den zwei Frauen (Nr. 50), angenommen hat, vergleichen. Folgende Grundform könnte man aus der Erzählung von der wahren und der falschen Braut herauschälen: Ein Jüngling sieht auf der Fahrt ein wunderschönes Mädchen. Er entbrennt in Liebe zu ihm und verspricht ihm, es an seines Vaters Hof holen zu lassen. Die Heldin

\*) Auch in die höhere Literatur ist das Motiv eingebracht. Es ist nämlich die Grundlage von Gozzis *L'amore delle tre Meleranze*.

aber hat eine böse Stiefmutter und eine häßliche neidische Stieffchwester, die mit ihr zu Hofe fahren. Auf der Fahrt weiß die Stiefmutter, die eine Hexe ist, dem Kutscher Augen und Ohren zu verzaubern und die Braut zu veranlassen, ihre Kleider mit der Schwester zu vertauschen. Als sie über eine Brücke fahren, stoßen sie die rechte Braut ins Wasser; die falsche wird dem Königssohn überliefert, der sie mit Ehren und ohne Arg aufnimmt, weil auch ihm die Hexe die Sinne umnebelt hat. Indessen steigt die wahre Braut allnächtlich an einer langen Kette aus dem Grunde des Wassers in den Palaß und sucht dem Königssohn die Erinnerung an sie zu wecken. Endlich gelingt ihr das, und sie wird aus der Haft des Wasserdämons befreit. Die falsche Braut wird nach selbstgewählter Strafe grausam getötet. (Bei Grimm Nr. 135 mit Verwandlung der Braut in eine Ente.)

Das Kaffernmärchen lautet nun mit Weglassung der nebensächlichen Züge etwa so: Ein Mann und eine Frau hatten eine hübsche Tochter von heller Hautfarbe und eine häßliche Tochter, die dunkel war. Als die schöne Tochter eines Tages Wasserholen gegangen war, begegnete ihr ein Häuptlingssohn, der auf Freite ausgezogen war. Das Mädchen gefällt ihm sehr, und er holt als Morgengabe viele schöne Tiere und freit um sie. Da holen die Eltern die schwarze Tochter herbei, und als der Jüngling sich weigert, diese als seine Braut anzuerkennen, übergibt man ihm die wahre Braut. Die Mutter aber weiß es dahin zu bringen, daß er auch das häßliche Mädchen mit heimführt. So wurde mit beiden Hochzeit gehalten, aber die schwarze Braut behandelt der Häuptlingssohn so zurücksetzend, daß sie ergrimmt und neidisch wird. Als sie beide eines Tages eine Ausfahrt machen und dabei über einen Abhang am See kommen, stößt sie die bevorzugte Schwester ins Wasser und kehrt heim. Der Dohse der Ermordeten aber rennt spornstreichs an den See, springt hinein und holt den leblosen Körper der guten Schwester heraus und beleckt ihn so lange, bis sie wieder zum Leben erwacht. Die böse Schwester aber wird mit Schimpf und Schande aus dem Kraal gejagt.

Man sieht sofort, welche Veränderungen der Stoff erleiden mußte, sobald er in den Kulturkreis des Negers eintrat. Zunächst macht sich die Einrichtung der Vielweiberei in der Richtung geltend, daß der Jüngling beide Mädchen heiraten konnte. Damit fiel das Motiv der Substitution auf der Fahrt weg, und die Beseitigung der wahren Braut wird in die Zeit nach der Heirat verschoben. Die Motivierung, die dort auf dem Wunsch der Stieftochter, die Frau des Königssohnes zu werden, beruhte, erlitt damit die Veränderung, daß die Eifersucht und das Gefühl erlittner Zurücksetzung in der bösen Schwester den Plan zur Ermordung der rechten Braut entstehen ließen. In der weiteren Entwicklung fehlt nun wieder dem Neger das Verständnis für die occidentalische mythologische Vorstellung eines Meerergottes, der das Mädchen an einer Kette in Haft hält, dafür setzt er die seinem mythischen Denken geläufigere Vorstellung vom hilfreichen Tier ein. Schließlich paßt die grausame Todesstrafe nicht in die Rechtsanschauungen des Schwarzen hinein. So mildert er denn den Spruch dahin, daß der Held die Übeltäterin schimpflich verstößt. Man sieht, es ist hauptsächlich das Prinzip der Vereinfachung und die unmittelbare Umsetzung der

fremden Züge in einheimische, wodurch das etwas verschlungne fremde Märchen dem Vorstellungskreise und den Kulturanschauungen des Lesers angepaßt wird. Und der, der das Kaffermärchen liest, wird zugeben, daß die Umschmelzung vollständig gelungen ist.



## Herrenmenschen

Roman von Fritz Anders (Max Allihn)

(Fortsetzung)



Als Eva das Haus verlassen wollte, um heimzukehren, trat ihr in der Haustür Heinemann entgegen, ungeschlachtet, schmutzig und betrunken wie immer.

Was wollen Sie hier? fragte Eva streng.

Maul halten, kleiner Schäfer, sagte Heinemann.

Wissen Sie nicht, wer ich bin? fragte Eva entrüstet.

Wer wirst du denn sein? Dem Doktor seine Liebste. Aber das sage ich dir, Margell, daß du bald Witwe werden wirst, denn den Hund, den Doktor, schleife ich über den Haufen.

Hinaus! rief Eva, sich dem unverschämten Menschen entgegenstellend. Aber der faßte sie derb am Arm und schob sie mit überlegener Kraft beiseite. Wäre sie doch eine Brunhilde gewesen, aber das war sie ja nicht, sondern ein Mädchen, deren Kraft nicht weit reichte. Heinemann versuchte den Eintritt in die Hausflur zu gewinnen. Aber Eva eilte zurück und ergriff den geladenen Revolver, der, wie sie wußte, im Schiebschafe des Schreibtisches lag, um das Haus gegen den Eindringling zu verteidigen. Aber Tantchen trat dazwischen und nahm ihr den Revolver ab. Gib her, Kind, sagte sie, das ist eine Waffe, die man nie brauchen darf, denn sie macht zwei Menschen unglücklich, den, der getroffen wird, und den, der schießt.

Darauf wandte sich Tantchen an Heinemann und sagte in ruhiger Freundlichkeit: Was wollen Sie, Heinemann?

Was ich will? Mein Geld will ich. Ich bin jetzt fünf Wochen hier, macht dreihundertfünfzig Mark.

Lassen Sie sich Ihr Geld von dem geben, der Sie hierher geschickt hat, sagte Tantchen, wir haben Sie nicht gerufen.

Den Teufel werde ich tun. Ich habe meinen gerichtlichen Auftrag, und da steht drin — er holte ein Schriftstück aus der Tasche, das in den bewußten fünf Wochen schwer gelitten hatte und unglaublich schmierig aussah, schlug mit dem Handrücken darauf und suchte zu lesen, was in dem Schreiben stand. Aber er hatte zu viel Alkohol im Kopfe, als daß es ihm gelungen wäre. — Da steht drin, rief er und suchte mit dem Finger nach einer besonders schmutzigen Stelle, zehn Mark für den Tag. Und wenn ich um mein Geld betrogen werden soll, so mag der Teufel die ganze Hundewirtschaft holen. Und dann soll noch mehr brennen wie so ne lumpige Klete.

Heinemann, rief Tantchen, schämen Sie sich der Sünde! Ich kann Ihnen nicht helfen, auch wenn ich wollte. Der Herr Doktor ist nicht da. — Das hätte sie nicht nötig gehabt zu sagen, das wußte Heinemann ganz genau. Sonst wäre er schwerlich ins Haus eingedrungen. — Ich habe kein Geld und brauche auch keins. Sehen Sie hier — sie nahm ihr Portemonnaie aus der Tasche — elf Mark fünfzig Pfennige.

Heinemann sah mißtrauisch auf die kleine Summe, wagte aber dem Tantchen gegenüber nicht zu behaupten, daß sie ihn belüge.